Nr. 95. 36. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Donnerstag, 21. Februar 1907

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Enttäuschung.

Die letzten Reichstagswahlen haben es über jeden Zweifel erhoben, daß der entschiedene Liberalismus stärkere Wurzeln im deutschen Volke hat, als es viele seiner Bekenner selbst zu glauben wagten. Der nicht zu verkennende liberale Aufschwung, der freilich viel mehr in dem Zuwachs der Stimmen als im Zuwachs der Mandate zum Ausdruck kam, war in erster Linie der taktischen Einigung der linksliberalen Parteien zu danken. Der Liberalismus war stark, weil er geschlossen vorging. Er wäre noch stärker gewesen, wenn es ihm gelungen wäre, sich schon vor den Wahlen zu einer Einheit zu verschmelzen. Das war nicht zu erreichen.

Das Frankfurter „Mindestprogramm" konnte schon deshalb keinen gemeinsamen Boden für den Gesamtliberalismus abgeben, weil der Liberalismus seine Forderungen nicht ermäßigen, sondern noch verstärken muß, wenn er wirken will. Der Liberalismus braucht ein Programm, das nicht bloß für den Tag bestimmt ist, sondern das in die Zukunft weist. Nicht ängstlich ducken soll er sich, nicht ärmliche Kompromisse schließen, sondern das Banner des liberalen Zukunftsstaates entrollen. Davon stand natürlich im Frankfurter Mindestprogramm kein Wort. Es hat trotzdem gewirkt, weil es wenigstens die taktische Einheit ermöglichte.

Jetzt, wo die Wahlen vorüber sind, konnte es für die linksliberalen Parteien keine höhere Aufgabe geben, als das Einigungswerk besonnen und tatkräftig durchzuführen. Wohlmeinende Männer aus dem Lande haben zugunsten dieser Einigung ihre Stimme erhoben; die liberale Presse hat sie fast durchweg befürwortet; Parlamentarier aus allen drei Fraktionen sind für den Einigungsgedanken eingetreten; Herr v. Payer, der Führer der deutschen Volkspartei, hat bestimmte Vorschläge für die Verschmelzung der drei Parteien gemacht. Dem deutschen Liberalismus schien ein neues Morgenrot zu dämmern.

Die Hoffnungen waren verfrüht oder sie gingen doch zu hoch. In der „Lib. Korresp.", die in diesem Falle, so viel wir wissen, gut unterrichtet ist, lesen wir:

„Die Einigungsverhandlungen zwischen den drei freisinnigen Gruppen sind noch zu keinem definitiven Abschluß gelangt. Es darf jedoch so viel jetzt schon als sicher gelten, daß die vorgeschlagenen gemeinsamen Fraktionssitzungen und ein gemeinsames Vorgehen bei den Initiativanträgen zustande kommen werden. Weitergehende Wünsche, die insbesondere auf eine Verschmelzung der drei freisinnigen Gruppen zu einer Fraktion abzielen, werden erst in einer späteren Session vielleicht ihrer Erfüllung entgegenreifen. Zurzeit ist jedoch an eine solche Verschmelzung noch nicht zu denken, wie sehr sich auch gerade hervorragende Führer der deutschen Volkspartei hierum bemüht haben. Die Initiative zu all diesen Verhandlungen ist ja überhaupt der deutschen Volkspartei zu verdanken; auf der Siegesfeier, die die schwäbische Demokratie am vergangenen Sonnabend in Tübingen abhielt, ging es wie ein roter Faden durch die Reden der Reichstags- und Landtagsabgeordneten Kammerpräsident v. Payer, Schweickhardt, Liesching und Nägele, daß es eine grausame Enttäuschung für das liberale deutsche Bürgertum wäre, wenn die kleinen, liberalen Fraktionen des Reichstages nicht die in den Wahlen zutage getretene Stärkung dieses Bürgertums verstehen und sich nicht zusammenschließen würden, um als starke einheitliche Fraktion mit mehr Nachdruck zu verfahren, diesem Bürgertum mehr als bisher die ihm gebührende Geltung zu verschaffen. Mehr war jedoch in den gestrigen und heutigen Verhandlungen von Fraktion zu Fraktion nicht zu erreichen; von der freisinnigen Volkspartei insbesondere wurde geltend gemacht, daß die auf der oben skizzierten Basis erfolgte taktische Einigung im Parlament erst ihre Feuerprobe bestehen müsse. Die Selbstständigkeit der drei Gruppen ist also bei dem jetzt vereinbarten Modus vollkommen gewahrt. Die einzelnen Fraktionen sind auch nicht behindert, eigene Fraktionssitzungen abzuhalten; nur wird dabei vorausgesetzt, daß die einzelnen Gruppen ihre besonderen Fraktionssitzungen, in denen die Vorschläge für die gemeinsame Fraktionssitzung beraten werden können, an einer Zentralstelle anmelden. Desgleichen sollen die einzelnen Fraktionen bezüglich der Designierung ihrer Redner zu den Plenarverhandlungen keiner Beschränkung unterliegen."

Später — peutêtre, das ist das trübselige Ergebnis der Einigungsverhandlungen. Im Grunde bleibt alles beim alten. Denn was die etwas mystische „Zentralstelle" vielleicht bedeuten könnte, das bleibt völlig im Dunkel. Wir gehen wohl in der Annahme nicht fehl, daß sie nur ins Leben gerufen wird, damit es so aussieht, als sei überhaupt etwas in der Richtung der Einigung getan worden.

In diesem Falle zeigt sich von neuem mit aller Deutlichkeit, daß die Fraktionen eine Gefahr für die von ihnen vertretene politische Richtung werden können, wenn sie sich der Kontrolle der Parteigenossen im Lande zu entziehen verstehen. Wir sind fest überzeugt, daß, könnten die liberalen Wähler über die Einigung abstimmen, sich eine ganz überwältigende Mehrheit für die Verschmelzung aussprechen würde. Der Inhaber eines Mandates wieder würde es vielleicht am liebsten sehen, wenn sich eine Partei ausschließlich um seine werte Persönlichkeit scharte. Es fragt sich nur, wer sich fügen muß; ob es die Wähler oder die kleinen Parteigötter sind.

Diesmal hat Fraktionsegoismus und Eigenbrödelei über die Forderung der liberalen Wählermassen gesiegt. Ob auf die Dauer, das muß sich erst zeigen. Wir sind der Meinung, daß sich die liberalen Wähler mit der jetzigen dürftigen Abschlagszahlung nicht begnügen sollen. Und ebenso hat die liberale Presse die Pflicht, bei der Forderung eines geschlossenen Zusammengehens aller entschieden Liberalen zu beharren. Die paar Dutzend Abgeordnete haben nicht das Recht, das Land zu vergewaltigen und ihm eine Parteispaltung aufzudrängen, von der die liberalen Wähler nichts wissen mögen.

Das Transvaal-Parlament.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London,** 21. Februar.

Das Schicksal Transvaals ist anscheinend unter der neuen Konstitution durch die gestern erfolgten Wahlen zunächst in die Hände der Buren und ihrer englischen Freunde, der Nationalisten und Arbeiter, gelegt worden. Die bisher bekannten Wahlresultate lauten: Progressisten 18, „Het Volk" 16, davon zehn ohne Einspruch gewählt, Nationalisten und burenfreundliche Engländer 6, Arbeiter 3, Unabhängige, die zu den Engländern hinneigen, 1, so daß 25 Buren und Burenfreunde gegen 19 Engländer stehen. Es sind im ganzen 69 Sitze zu besetzen, so daß noch 25 Resultate ausstehen, von denen man, vielleicht etwas sanguinisch, 18 Sitze für „Het Volk" erwartet.

Der Wahlkampf war sehr heiß, auf dem Marktplatz von Johannesburg standen 20,000 Menschen, die das Wahlresultat erwarteten. Obwohl das Rassengefühl ziemlich hoch ging, sind keine Ausschreitungen gemeldet worden. Der Wahlkampf brachte verschiedene Ueberraschungen. So wurde der von den Buren in Pretoria aufgestellte und als Premierminister von ihnen in Aussicht genommene Sir Richard Salomon, der von den Progressisten abgefallen war und sich den Nationalisten zugewandt hatte, nicht gewählt und muß nun in einem sicheren Wahlkreise unterkommen. Sieger blieb der Progressist Sir Percy Fitz Patrik. Seltsamerweise unterlag auch in Krugersdorp der „Het Volk"-Kandidat von Blommestein gegen den Progressisten Whip Abe Bailey. Der Progressive, Präsident der Transvaalminenkammer Sir George Farrar wurde gewählt. Von den „Het Volk"-Kandidaten wurden Exgeneral Smuts und der seinerzeit wegen Hochverrats verurteilte Dr. Krause gewählt. Nachdem Salomon Fiasko bei der Wahl gegen Fitz Patrik gemacht hat, wird seine Wahl zum Ministerpräsidenten anscheinend fraglich. Es wird vielmehr ein Ministerium Botha als wahrscheinlich in Aussicht gestellt mit Smuts als Kolonialsekretär, Hull als Schatzminister, Delasey für die Angelegenheiten der Eingeborenen und Ruffik als Minenminister.

Botha hatte bei einem antiprogressiven Meeting in Johannesburg, dem 9000 Mann beiwohnten, einen großen Erfolg. Er sagte, er hätte eine Botschaft von den Buren auszurichten. Sie nähmen König und Flagge an und wünschten Rasseneinheit. Unermeßlicher Jubel folgte. Man trug Botha auf den Schultern zu seinem Wagen, spannte ihm die Pferde aus und zog ihn durch die Hauptstraßen der Stadt zum Hotel.

* * *

β **London,** 21. Februar. (Privat-Telegramm.) Churchill erklärte gestern bei einem Diner, das Parlament, das jetzt in Transvaal aus den Wahlen hervorginge, habe volle Befugnis, über alle Angelegenheiten Transvaals zu verfügen, und er glaube, daß die Gewährung der Selbstregierung an die fünf südafrikanischen Staaten zu einem südafrikanischen Staatenbunde führen würde.

Eine Kapuzinerpredigt.

Ist jetzt Zeit zu Saufgelagen,
Zu Banketten und Festtagen?

Im preußischen Abgeordnetenhaus ist ein neuer Abraham a Santa Clara erstanden, ein „Prediger in der Wüsten", der die Bürger von Sodom und Gomorrha Sittsamkeit lehren will, Sittsamkeit freilich, wie er sie versteht. Wie weiland der fromme Pater im böhmischen Lager der Wallensteiner hat er allerdings nur einen Heiterkeitserfolg errungen. Seine überstiegenen Tiraden und der blinde Eifer, mit denen er gegen das moderne Capua zu Felde zog, haben gewiß nichts Besseres verdient; die Weltanschauung aber, die sich ja schließlich auch in einem Don Quichotte verkörpern kann, verdient ernstere Beachtung. Zumal wenn wie hier in all dem Gerede doch auch ein Körnlein Wahrheit steckt.

Herrn v. Schuckmann ist schon gestern im Abgeordnetenhause schlagend nachgewiesen worden, daß es nicht wahr ist, wenn er behauptet, Berlin nehme in puncto Sittlichkeit oder Unsittlichkeit eine besonders tiefe Stellung ein. Diese Behauptung trifft, ehrlich beurteilt, weder im Vergleich mit anderen Großstädten des Inlandes, noch im Vergleich mit den Hauptstädten des Auslandes zu. Auch daß wir unsittlicher wären als unsere eigenen Altvorderen ist nicht richtig. Die Moral früherer Tage, da Deutschland noch nicht im Zeichen der Industrie stand, da vielmehr der Adel das deutsche Volk und seine Sitten beherrschte, war — wie heute jedes Kind weiß — nicht besser als die unsere. Und noch heute sind die sittlichen Zustände in Berlin und in Deutschland nicht schlimmer als die in unseren Nachbarländern, das vielgerühmte England nicht ausgenommen.

Aber auch in Deutschland selbst steht Berlin nicht auf so exzeptionell tiefer Stufe, wie es Herr v. Schuckmann und seine Gesinnungsgenossen glauben und uns einreden möchten. Noch

Vergessene Dichter.

Von [Nachdruck verboten.]

Felix Lorenz.

Seit der Erfüllung des Ideals in der Lyrik durch Goethe, Heine, Lenau, Storm schweifen manche skeptische Blicke in die Zukunftslande dieser persönlichsten Kunst, weil sie für die Gegenwart wenig Hoffnung erschaut haben. Vielleicht mit Recht, denn der großen Eigentöner gibt es gegenwärtig nur zwei: Dehmel und Liliencron. Aber mit empfangsbereiter Liebe sind viele, denen das lyrische Schaffen einer der lebendigsten Ausdrücke der Zeiten ist, in eine Vergangenheit zurückgewandert, die mit jedem Schritt grüner und verheißungsreicher wurde. Es galt, das Saatenfeld aufzusuchen, dessen erste Keimlinge schon die Fruchtschwere späterer Ernten verrieten.

So sind die Romantiker aus ihren Gräbern, die verweht und vergessen lagen, wieder auferstanden. Das junge Deutschland von heute, das den Kopf regieren, das Gefühl erstarren ließ, spürte nach der Ueberwindung des Naturalismus den Drang, die sensuelle Welt des jüngsten noch einmal wieder Leben gewinnen zu lassen. Heinses Ardinghello, Schlegels Lucinde, der große Hoffmann wachten zu neuem, schöneren Dasein auf, um die verdorrte Prosa zu befruchten, aber die Lyrik fand größeres bei Novalis, Brentano, Hölderlin. Der romantische Tieck schien sein wunderjames Motto von der mondbeglänzten Zaubernacht noch einmal auszugeben. Und der Prunk und Pomp, mit dem sich die jüngsten deutschen Lyriker zuerst betuben, die Sehnsüchte nach Avalun und Armini, die in goldstrotzende Worte flossen und die auch kürzlich wieder in Hauptmanns neuem Stück laut wurden, wiesen nach Quellen, denen einmal schon reichlich die Flut entströmte.

Man darf sich aufs neue freuen an den Alten. Wie viele sind noch zu entdecken! Sollte nicht aus Bürgers Gemüt die Ballade neugeboren werden? Wo ist die ländliche Dichtung, die der zuerst so überschätzte, dann vergessene Matthisson in reizenden Bildern malte? Wer kennt noch die patriotischen, manuhaften Zeitgedichte, die ein Friedrich Sallet sang, der freiheitswilde?

Ein ganzes Jahrhundert aber liegt wie in Dornröschenschlaf verzaubert, ein arg verkanntes, ein nie geliebtes. Da in den Märztagen dieses Jahres ein Sohn jener Epoche, Paul Gerhardt, den dreihundertsten Geburtstag feiert, so kann die Gelegenheit nicht willkommener sein, ein Bild zurückzurufen, das aller Kulturerinnerung längst entschwand. Und doch, wie keine Zeit so ganz verarmt ist, daß ihr nicht irgendwie eine Gottesschale voll Segen beschieden wäre, so entblühten auch dem schmachtigen Garten des siebzehnten Jahrhunderts, über dessen Jugend die Sturmfahne des dreißigjährigen Krieges wehte, der Blumen mancherlei, die in die verdorbene Luft einen Maiduft, einen Sommerhauch entsandten.

Wer über jene Zeit ein wenig finniert, dem steigt wohl in schwachen Schemen diese oder jene dichterische Gestalt empor — man weiß, daß der steife Opitz, der Vater der teutschen Poeterei, schwerfällige Verse drechselte, kennt den braven Andreas Gryphius aus einem elenden Rüpelspiel „Herr Peter Squenz", oder denkt bei dem Namen Hoffmannswaldau an die gelehrten Sprachgesellschaften, die in Wortungeheuerlichkeiten schwelgten. Dann versinken die Guten wieder, nebelhaft, wie sie gekommen, und man wünscht ihnen verdrießlich ein „Requiescat in pace".

Nun — es ist jetzt an der Zeit, laut zu verkünden, daß diese und viele andere ihrer Zeitgenossen Dichter waren, wirkliche Dichter, die nach ihren Talenten und ihren Bestrebungen ihrer Zeit genug getan haben, und daß ein Band, das keine Lösung verträgt, von ihnen heraufführt bis in die Reiche der dichterischen Erfüllung durch begnadetere Enkel.

Es ist das Verdienst des Herausgebers der Sammlung „Statuen deutscher Kultur", Will Vesper, durch eine verständige Auswahl, die er in dem Bande „Deutsche Gedichte des siebzehnten Jahrhunderts" (München, Beckische Verlagsbuchhandlung) vereinigt hat, auf den bleibenden Wert und die Bedeutung der lyrischen Dichter eines still versunkenen Säkulums hingewiesen zu haben. Mit Erstaunen entdeckt der Suchende hier Neuland. Es muß zugegeben werden, daß bei der mangelnden Kritik jenes Zeitalters in literarischen Dingen die Schaffenden in unbekümmerter Fröhlichkeit die tauben und die vollen Aehren zu voluminösen Garbenbündeln zusammenbanden, womit sie den Nachlebenden einen reinen Genuß verdarben. Deshalb kann eine kluge Auswahl erst ein ungetrübtes Bild von ihnen geben. Als Otto Erich Hartleben vor Jahren sein „Logaubüchlein" herausgab, in dem Tausende von Sinngedichten auf das gehörige Maß reduziert waren, fand sich des Staunens kein Ende. Im übrigen hat man's schon öfter sagen hören, daß eine solche kritische Sichtung nicht nur den Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts zum guten dient. Wechselbälge gibt es selbst bei unseren Größten genug.

Nach dem Erlöschen der Volksdichtung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts und mit dem Aufkommen der schlechten, gequält-gelehrsamen Reimkunst der Magisterposse war es gewiß um deutsche Dichtung traurig genug bestellt. Da drang aus Italien die Musik in das unkünstlerische Deutschland, ihren Niederschlag hier in der Form des Gesellschaftsliedes hinterlassend. Der Schwabe Rudolf Weckherlin fand dafür einen leichten, freien Ton, dem freilich die Form überall mangelte, bis Opitz als der erste kam, der die Altzentgesetze für die deutsche Dichtkunst festsetzte. Sein eigenes Talent entspricht nicht dem Werk seiner reformatorischen Gedanken, allein seine Verse erweckten überall im Volke die verloren gegangene Sympathie für die Dichtung überhaupt, sie waren die ersten Herolde, die, wenn auch noch mit übermäßigem Geschnür behängt und gerüstet, ihre Stimmen hell erschallen ließen. Die Betonung des Lebensgenusses in bedrängter Zeit und die Flucht vor dem Tode findet sich — wie hundert Jahre später bei Joh. Christ. Günther — schon in fast gleicher Art bei Opitz:

Hola, Junger, geh' und frage,
Wo der beste Trunk mag sein,
Nimm den Krug und fülle Wein.
Alles Trauern, Leid und Klage,
Wie wir Menschen täglich haben,
Eh' uns Clotho fortgerafft,
Will ich in den süßen Saft,
Den die Traube gibt, vergraben.

Nach Opitz erwachen die Theorben mit Macht, hauptsächlich in Schlesien. Der sinnige Simon Dach, der „Professor der Poesie", singt seine geistlichen Strophen und seine Naturlieder, der größere Paul Fleming, der mehr war als ein Gesangbuchdichter, jubelt seine Freude am Leben in frischen Tönen hervor. Von Hochzeit, Tanz und Ringelreihen